

mozarteum
university

Ausstellung Studierender der Universität Mozarteum
currently considering:
rage, work, adhd, non binary,
things on window ledges, the
odd similarity between bypassing
strangers and animals.

28 Nov-01 Dez 24
Vernissage
27 Nov 18 Uhr

Salzburger Kunstverein
Hellbrunner Straße 3
5020 Salzburg
Department Bildende Künste und Gestaltung

Identität.
Geschlechtsidentität.
Keine Geschlechtsidentität.
Nicht binär.
Inmitten.
Binäres Geschlechtersystem.
Heteronormativität.
Heteronormative Gesellschaft.
Inmitten jener Gesellschaft.
Nicht binär.

Pinde mein selbst.

Sie sprang.
Bredde aus.

Hier kommt
Kastanie her

FUNKTIONIERE!
Eine
Wochenration?

Miracle
Leute
Nimmern zum
Tatsache ein?

Du sammelst auch
Kastanie im
Herbst

Wohin
gehst du?

Was als
Resultat
des
Abgebildeten?

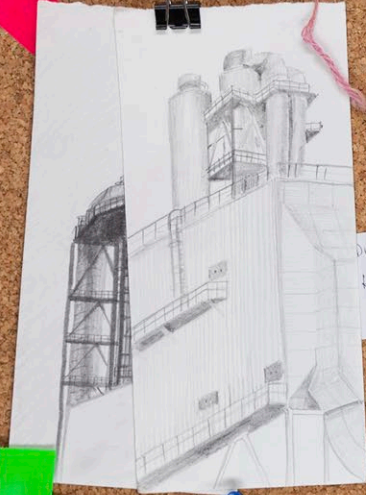
Wusstest du noch
1989?

WIE ERSA ZONE?
[...]

ANNA* MARINA ERNO
HELINA HARTING
MIRJAM KÄMMERER
SOPHIA KRAUS
KEONIE KINDINGER
VANESSA VELJKOVIC

SALZBURGER
KUNSTVEREIN

Niemals alleine



***currently considering:
rage, work, adhd, non binary,
things on window ledges, the
odd similarity between bypassing
strangers and animals.***

Ausstellung von Studierenden des
Departments Bildende Künste und Gestaltung
der Universität Mozarteum Salzburg
im Salzburger Kunstverein.

27.11.–1.12.2024

Mit Arbeiten von
Anna* Marina Ernst
Melina Harting
Mirjam Kämmerer
Sophia Kraus
Leonie Lindinger
Vanessa Veljković

Was uns (gerade) beschäftigt. Worüber wir nachdenken. Was wir verwerfen. Was hängen bleibt. Was wir wie verarbeiten; Form und Raum geben. Ich: in Relation zur gewählten Materie, zum Wir, zur Welt.

Kunstwerke erscheinen in Ausstellungsräumen oft autark und in sich abgeschlossen. Dabei sind sie, vergleichbar mit Pilzen oder Früchten, eigentlich punktueller Blütenstand eines weit verzweigten Geflechts, aus dem sie hervortreten. Dieses „eigentliche Lebewesen“ hinter der sichtbaren künstlerischen Form ist ein zeitlich nicht klar abgrenzbarer Verarbeitungsprozess der kunstschaftenden Person. „Das beschäftigt mich gerade“, meldet das Kunstwerk, und bedeutet in diesem wuchernden Prozess oft nur eine Station und nicht sein Ende. Das impulsgebende Problem, die Frage, die Herausforderung, das Gefühl beschäftigt die Person oft auch hinterher noch weiter. Vielleicht stellt sich das Kunstwerk als nicht ganz adäquate Ausdrucksform heraus. Vielleicht bildet es den Auftakt zu einer Serie.

So beleuchten unter dem Titel »currently considering« sechs Kunststudent*innen ihre künstlerischen Arbeiten als Manifestationen fortlaufender Auseinandersetzungen, und zeigen somit, dass ein Kunststudium weit mehr ist als die Entwicklung technischer Fertigkeiten und visueller Sprachen, nämlich eine Sphäre der Reflexion, die persönliche, gesellschaftliche und ästhetische Fragestellungen zusammendenkt und dabei die Grenzen zwischen kognitiven und intuitiven Modi der Befragung aufhebt.

Die Ausstellung wurde von den Studierenden eigenständig konzipiert und umgesetzt, wobei sie auf einer intensiven Phase des kontinuierlichen gemeinsamen Hinterfragens und Diskutierens aufbaut. Dieses Be-

gleitheft fächert die Gruppe in Einzelporträts auf und gewährt in Form von sechs kurzen Gesprächen Einblick in die individuellen Herangehensweisen. Zudem holt es Materialsammlungen in den Vordergrund, die im Zuge der künstlerischen Recherche angelegt wurden und als Relikte auf die nie ganz erzählten Geschichten hinter den ausgestellten Kunstwerken verweisen. Die Gespräche wurden parallel zu den Vorbereitungen der Ausstellung von Prof.ⁱⁿ Agnes Scherer (Malerei) geführt, die die Gruppe bei ihrem Arbeitsprozess unterstützte. Die Porträtfotos wurden von Anna* Marina Ernst aufgenommen.

Einzigartig in Salzburg, bringt die Kooperation zwischen dem Kunstverein und dem Department für Bildende Künste und Gestaltung der Universität Mozarteum alljährlich Kunst von Studierenden in einen institutionellen Ausstellungsraum und würdigt damit die Offenheit, das Suchen, das Experimentieren und die Neugierde des studierenden Kunstschaftens und Kunst schaffenden Studierens als etwas für uns alle Vorbildhaftes. Das Department dankt herzlich Mirela Baciak (Direktorin des Salzburger Kunstvereins), Michaela Lederer (Kuratorische Assistenz) und dem gesamten technischen Team des Kunstvereins für die ausgezeichnete Zusammenarbeit. Herzlicher Dank gilt auch der Universität Mozarteum für die fortwährende Unterstützung dieser langfristigen Kooperation. Prof.ⁱⁿ Iris Laner (Fachdidaktik / Bildnerische Erziehung) sei für ihre Grußworte zur Eröffnung der Ausstellung ebenfalls besonders gedankt.



Anna* Marina Ernst

*2000 in Landshut (DE)

Ohne Werktitel

Bleistift, Kohle und Pigment auf Papier; Analoge Fotografie – Handabzug [mehrere]; Schreibmaschine[n-schrift auf Handabzügen]; Sound

Ich sitze auf einer Bank, mein Blick in die Ferne gerichtet. Der Himmel ist Grau und dicht von weichen Wolken durchzogen. Die Berge im Hintergrund erscheinen mir eher bläulich als grün. Vereinzelt fliegt ein Blatt, sich langsam und doch schnell drehend und wendend, durch die Luft. Eines durchkreuzt meinen Blick, den ich nun schon einige Minuten halte. Wie ein kleiner Propeller in entgegengesetzte Richtung fällt es vom Himmel hinab. Seine Flugbahn verläuft sich in meine Richtung und es gleitet rechts vor der Bank, auf der ich sitze, zu Boden. Ich stehe auf, nehme es an mich, warum auch immer. In diesem Moment ist jenes eine Blatt wichtig für mich, wenn es auch nur eines von vielen war, das sich in den herbstlichen Boden eingereicht hat.

Immer mehr Menschen spazieren an der Bank, auf der ich sitze, vorbei. Vereinzelt joggen sie. Alle diese Menschen sehen mich an. Ob sie einfach nur denken „Mensch auf einer Bank“ oder mich als weiblich lesen und sich fragen „Was tippt die Frau auf der Bank mit den Kopfhörern gerade wohl in ihr Handy“? Wie sehr jene Zuordnung eine Rolle für die Menschen um mich spielt, weiß ich nicht. In gewisser Weise möchte ich auch nicht zu intensiv darüber nachdenken. Ich fühle mich als Mensch. Nicht als Frau oder Mann. Warum muss das alles so wichtig sein? Für manche Menschen schmerzt dies. Für manche nicht.

Die graue Wolkendecke reißt an einer Stelle auf. Hellblauer Himmel. Sonnenstrahlen brechen hindurch, legen sich sanft auf die unter mir liegenden Häuser. Der Wind lässt weitere Blätter tanzen, eines legt sich neben das andere, von mir aufgehobene, auf meinen Handschuh neben mir.

Anna*, was passiert mit Geschlecht, wenn niemand zuschaut? Wenn jemand zum Beispiel, wie in einer Robinsongeschichte, allein auf einer Insel stranden und dort zwanzig Jahre isoliert von anderen Menschen leben würde?

Es würde – meinem Empfinden nach – jegliche Bedeutung verlieren. Jemensch würde dort zwanzig Jahre als einziges menschliches Wesen leben. Hatte diese Person zuvor Kontakt zu anderen Menschen, würde möglicherweise die Berichterstattung über das Verschwinden eines Mannes oder einer Frau sprechen oder schreiben. Warum auch immer das wichtig zu sein scheint? Unsere Gesellschaft würde die Information brauchen, welches Geschlecht jener Mensch hatte – würde von einem vermissten Menschen gesprochen werden, wären bei vielen Menschen womöglich noch Fragen offen. Für Mensch, auf jener Insel würde das Geschlecht jedoch an Bedeutung verlieren. Leben würde zu Über-leben und das Bewusstsein, ein Lebewesen zu sein, das gerade Zeit auf dieser Welt (er)lebt, wäre womöglich stärker.

Neulich habe ich im Internet ein Video gesehen, das dokumentiert, wie der AfD-Politiker Maximilian Krahn auf einem Volksfest zu einem Jugendlichen sagt: „Du bist kein non-binäres Einhorn, du bist ein Deutscher, mach' was draus!“. Er baut eine Rhetorik, in der das Nonbinäre quasi als Gegenteil von Deutsch-Sein gilt, und Deutsch-Sein die „Realität“ ist. Welche Türen öffnet das Einhorn, die ein Nationalist lieber geschlossen hält?

Wäre die Aussage mir gegenüber getätigt worden, hätte ich mich einfach umgedreht und wäre gegangen. Aber das war ja nicht die Frage. Auf das Einhorn kann ich ebenfalls nicht eingehen, das ist mir persönlich sehr fern. Aber das Nonbinäre öffnet meiner Ansicht nach vor allem Türen, hinter denen es in bestimmter Hinsicht keiner (?) Anpassung mehr bedarf. Die der Selbstverwirklichung, des Menschseins. Des Sichselbst-Fühlens.

Deine Zeichnung bringt den behaarten Intimbereich eines Körpers mit weiblicher Anatomie in ein sehr großes, fast monumentales Format. Ich glaube, du hast erwähnt, dass es dir dabei besonders um die Haare geht – richtig?

Unter anderem. Als ich die Serie zu (meiner) Körperbehaarung startete – der Intimbereich ist die zuletzt entstandene Zeichnung – ging es mir immer auch um die Leseart der Gesellschaft. Binäre Vorstellungen waren für mich somit schon von Beginn an inbegriffen, wenn auch noch nicht so deutlich ausformuliert wie im weiteren Verlauf meiner künstlerischen Auseinandersetzung.

Du gesellst dieser Zeichnung weitere Arbeiten bei, die auch Text enthalten. Was ergünden diese Texte und warum ist bei diesen Arbeiten ein kleines Format stimmiger für dich?

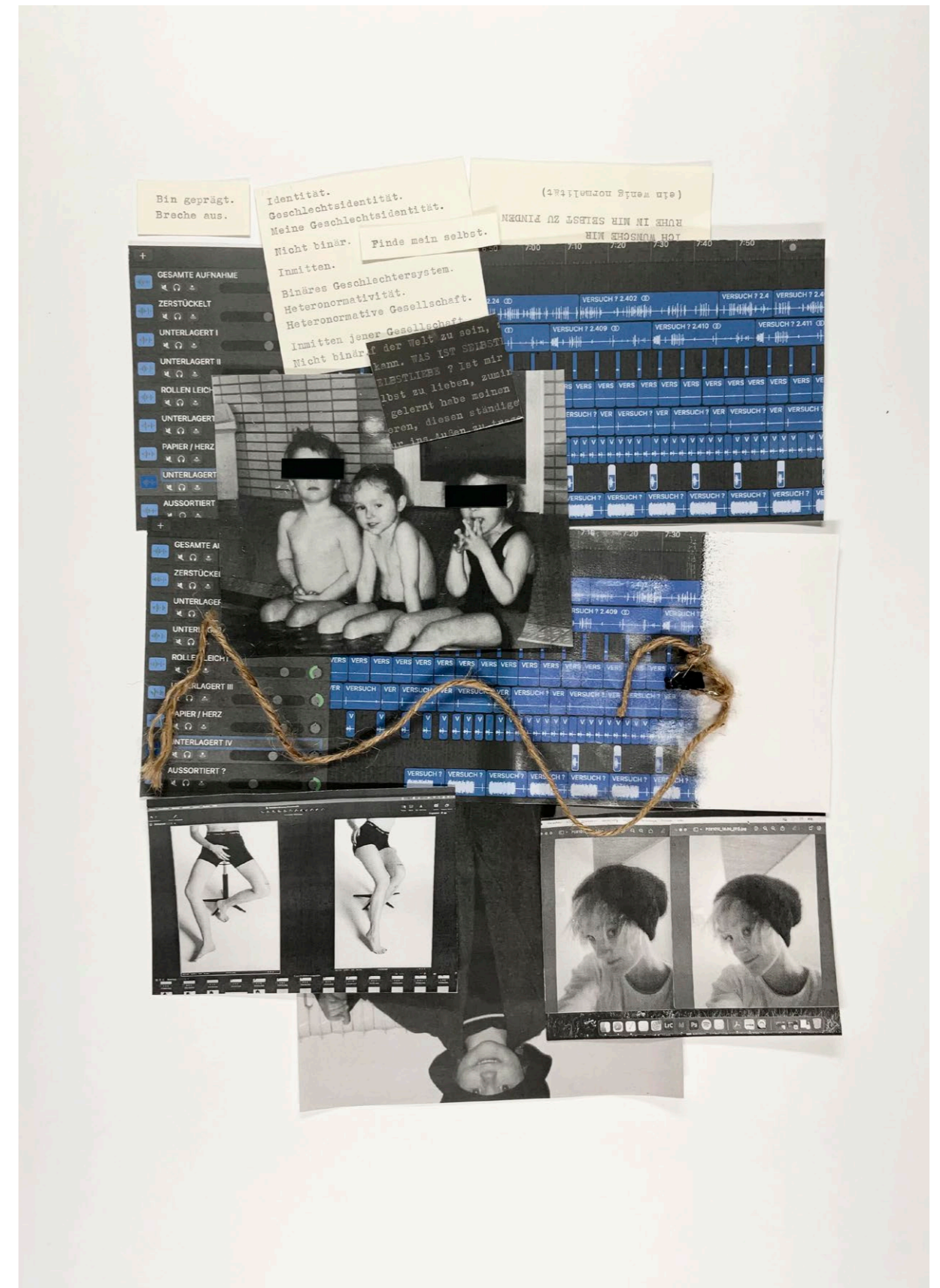
Bei den Texten handelt es sich um meine laufende, schriftliche Auseinandersetzung mit dem Themenbereich – sie beinhalten sowohl Zitate, als auch eigene Gedanken. Das kleine Format begründet sich, wie viele Aspekte meiner Arbeit, aus dem Gefühl heraus. In der Dunkelkammer arbeite ich außerdem nahezu immer mit Restbeständen alter Fotopapiere. Dass ich hierbei das Format A4 in jener Arbeit nicht überschreite, hängt auch damit zusammen, dass die Abzüge mit der Schreibmaschine betippbar bleiben sollen.

Die große Zeichnung hypnotisiert insbesondere durch eine mit Nagellack gezierte Hand, die ein kleines Bündel der Intimbehaarung greift und leicht daran zieht, auf eine mehrdeutige, aber jedenfalls keck wirkende Art und Weise, als ob sie vielleicht sagen wollte: „Schau mal“. In dem Moment frage ich mich, ob das Bild einen Titel hat.

Als ich die Zeichnung das erste Mal ausgestellt habe, hatte diese einen Titel. Aber wie auch andere meiner Arbeiten hat auch diese im Verlauf der Zeit ihren Titel abgelegt.

Was wäre eine gute letzte Frage zu deiner Arbeit? Vielleicht kannst du selbst sie stellen.

Vielleicht, ob diese Arbeit von mir jemals abgeschlossen sein wird? Vermutlich nicht. Ein lebenslanges künstlerisches Projekt?





Leonie Lindinger

*2000 in Richterswil (CH)

Heute ist ein guter Tag, um wütend zu sein

Solo-Performance mit Text, Gesang und Cello mit dazugehöriger Installation aus Papier, Acrylfarbe, Grafit, Nylonfaden und Leinwandstoff

Kann man absichtlich wütend werden?

Jein. Wütend zu sein ist sicher kein Zustand, in den man sich einfach hineinversetzen kann. Ich denke aber schon, dass es möglich ist, aufkommende Wut, Grant, Ärger, Unmut zu verstärken, indem ich an Dinge denke, mir etwas anhöre oder ansehe, das mich wütend macht. Vielleicht kann man wütend sein trainieren? So wie eine angeleitete Meditation.

Die Wut praktisch „düngen“, damit sie blühen kann? Ist das gefährlich?

Das hängt stark vom Kontext ab. Einen Schrei im Wald loszulassen, wird niemandem groß Schaden zufügen. Vielleicht geht es aber auch darum, schon früher Grenzen zu setzen. Früher unangenehm zu werden und Konflikte auszutragen. So, dass es gar nicht zu einem explosiven, unkontrollierbarem Wutausbruch kommt. In diesen Ausbrüchen liegen unterschiedliche Herausforderungen und Problematiken. Wut, die sich explizit gegen andere richtet, sollte natürlich nicht frisch und fröhlich gedüngt werden. Aber sie muss Raum bekommen und es muss mit ihr umgegangen werden. Die nicht ausgelebte Wut, die sich nach innen kehrt, ist genauso zerstörerisch.

Du beschäftigst dich mit Wut bei Frauen. Kehren Frauen ihre Wut denn oft nach innen? Oder entwickelt die Wut sich vielleicht gar nicht erst?

Es gibt sicherlich Tendenzen, aber dann wiederum ist der Umgang mit Wut auch einfach sehr unterschiedlich. Es gibt wütende Mütter, es gibt wütende Väter. Ich frage mich halt schon, ob das Aushalten, das Durch- bzw. Drüberstehen Qualitäten sind, die Frauen aufgrund ihrer gesellschaftlichen Rolle – indem sie immer noch den Großteil der Care-Arbeit übernehmen, etc., etc. – eher in sich tragen. Ich muss auch an das Buch „The Dance of Anger“ aus den 1980ern denken. Quasi ein Ratgeber für Frauen, wie sie eine wutfreie Beziehung führen können. Warum gab es kein solches Buch für Männer?

Gefühle von Zorn und Wut scheinen irgendwie mit dem Gerechtigkeitsempfinden zusammenzuhängen. Je stärker man sich von Ungerechtigkeit betroffen fühlt, desto wütender wird man wahrscheinlich. Und das Verständnis davon, was gerecht und was ungerrecht ist, wandelt sich. Vielleicht war in den 1980ern so eine Zeit der Wandlung. Was den Frauen eben noch in Ordnung schien, wurde über Nacht zum Missstand. Gab es bei dir auch einen solchen Perspektivwechsel über Nacht, der dich zur Auseinandersetzung mit deiner eigenen Wut veranlasst hat?

Es war mehr die Summe an Situationen, die mir irgendwann bewusst geworden ist, in denen ich wütend hätte sein können, aber es einfach nicht war. Wann dieser Moment der Bewusstwerdung war, kann ich nicht genau sagen. Dieses Gefühl hat einfach gefehlt bzw. Es kam ganz schnell der Gedanke: „Ist doch alles nicht so schlimm“. So ein Harmoniebedürfnis. Erst in letzter Zeit merke ich, dass ich Konflikte auch mag. Dass sie zwar im ersten Moment unangenehm sind, aber letztlich gut tun, mich weiterbringen. Wenn Bezugspersonen früher geschrien haben, fand ich das nicht immer gleichermaßen schlimm. Das hing immer auch von der Person und meiner Beziehung zu ihr ab. Eigentlich habe ich da Wut auch als „Da-kommt-alles-raus-und-danach-ist-es-aber-auch-wieder-gut“ erleben können. Dann wiederum, wenn mir nahe stehende Leute in „ganz normalen“ Konversationen sehr aufbrausend werden, ist mir das oft unangenehm.

Mir fällt ein, dass von Svenja Flasspöhler gerade ein Buch mit dem Titel „Streiten“ erschienen ist. Ich schlage das mal eben nach. Auf dem Klappentext steht: „In jedem Streit, der diesen Namen verdient, gibt es einen entscheidenden Augenblick. Es handelt sich um einen Moment nicht länger als ein Wimpernschlag, der das ganze Leben enthält, in dem alle Erfahrungen, die ein Mensch gemacht hat, aufgehoben sind. Die Entscheidung, jetzt, in dieser Millisekunde, lautet: Bleiben oder gehen. Das Bündnis halten – oder kappen. Worte finden, die, auch wenn sie klar und hart sind, ein Weiter ermöglichen – oder diese Anstrengung unterlassen.“ Trifft das zu?

Im ersten Moment dachte ich: „ein Wimpernschlag, der das ganze Leben enthält“ – ist das nicht ein bisschen viel? Aber nein, ich würde ihr zustimmen. Tatsächliches Streiten hat diese Tiefe, diese Absolutheit. Im Moment des Streits fühlt es sich oft so an, als würde es nicht

mehr weitergehen. Und gerade das ist ja auch spannend, oder? Dass es nur dadurch weitergehen kann, dass man streitet.

Eines der Wut-Lieder, die du in der Ausstellung performst, zeichnet sich durch eine verhaltene Qualität aus. Die Wut bricht nie ganz durch, sondern tritt uns zu Gesang geformt, eingehegt in koordinierte Rufe, entgegen. Wie kam es zu diesem Lied?

Ich habe im Sommer eine Woche in der Kunstwerkstatt Tauernache im Lungau verbracht, für einen Workshop, bei dem es um die Verbindung von Schreiben und Musik ging. Ursprünglich wollte ich ein wütendes, lautes Lied machen. Dann war Lydia Haider, eine der Referent*innen, mit der ich an dem Lied arbeiten wollte, krank und ich hab' auch einfach gemerkt: ich kann kein wütendes Lied schreiben. Es geht nicht, oder noch nicht. So ist ein Lied über diesen Zustand entstanden.

Für die Ausstellung schaffst du ein Papiergehäuse, in dem du dieses Lied und andere performen wirst. Warum fühlt es sich richtig an, in diesem Gehäuse zu performen?

Ehrlich gesagt kann ich das rational gar nicht gut begründen. Es war mehr ein Gefühl, dass es sich stimmig anfühlen würde, die Performance, die einen tieferen Einblick in meine Auseinandersetzung geben soll, in einer solchen Hülle zu verorten.

Das Gehäuse ist durch Verweben von Papierbahnen entstanden. Im Vorfeld dieses Gesprächs haben wir uns schon einmal darüber unterhalten, dass besonders das Weben, aber auch das Spinnen und andere „weibliche“ Handwerke in historischen Erzählungen immer wieder emotionale Ausnahmezustände codieren. Wut, Trauer, Verunsicherung werden in diese Tätigkeiten kanalisiert, die extreme Geduld abverlangen. Du sprichst in deiner Performance auch darüber, wie der Zorn Athenes aus Arachne eine Spinne werden lässt. Ist der Geduldsfaden nur der Zorn, der sich dehnt, bis er nicht mehr reißt?

Interessante Frage! Umgekehrt gedacht: Angestaute Emotionen, Probleme und Themen haben ihre Konsequenzen – in welcher Art auch immer diese dann sichtbar werden. Zorn, der ausgedehnt, geglättet, verarbeitbar, ja gesellschaftskonform wird, ist Geduld? Ist das gesund? Verleugnet das nicht das „Wesen“ des Zorns? Ist Zorn genauso legitim wie Geduld?

Mein Eindruck ist, er wird nur manchen zugestanden. Heute eigentlich am ehesten noch Kindern – oder?

Ich hatte auch den Gedanken, dass öffentliche Wutausbrüche bei Menschen mit psychischen Erkrankungen manchmal auf eine besondere Weise akzeptiert werden – eben „im Rahmen“ der Krankheit. Vielleicht ist das ein etwas befremdlicher Gedanke.

Was mich nicht loslässt, seit wir das Gespräch über das Thema aufgenommen haben, ist die Erkenntnis, dass das Rumpelstilzchen sowohl übermenschlich gut spinnen als auch besser wütend sein kann, als normale Menschen, da es sich vor Wut selbst in zwei Hälften zerreißt. Außerdem backt es, braut es und möchte ein Baby.

Hahaha, da muss ich jetzt lachen. Ja, allerdings. Heißt das, man muss zornig sein, um genial zu sein?

Den Zorn trägt es jedenfalls mit „Rumpel-“ schon im Namen – der seine Machtquelle ist!





Melina Harting

*2000 in Hallein

ADHS – Sich verlieren auf der Suche nach Struktur
Installation aus Filzwolle, Wolle, Medikamentenblister
und Stahl

Melina, gab es ADHS schon in der Steinzeit? Oder gehört das doch irgendwie in die Gegenwart?

Genetisch betrachtet hat es ADHS schon in frühmenschlicher Zeit gegeben – und tatsächlich muss in Zeiten der „Jäger und Sammler“ eine dauerhafte Aufmerksamkeit auf die Umgebung sogar hilfreich für das Überleben gewesen sein. Reizoffenheit, Ablenkbarkeit, Überaktivität, Impulsivität sind alles Voraussetzungen, die den Menschen damals einen evolutionären Vorteil gaben. Später, als die Menschen sesshaft wurden, wurden andere Eigenschaften wichtiger und Menschen mit ADHS hatten wohl, wie heute, ein Problem, sich in der geregelten Gesellschaft zurechtzufinden.

Ich verstehe – im Steinzeitdorf nahm die Spezialisierung zu. Es wurde immer lohnender, zu lernen, wie man seine Aufmerksamkeit voll in eine einzige Tätigkeit kanalisiert, wie vielleicht das Gerben oder Töpfeln. ADHS ist da auf jeden Fall nicht länger ein klarer Vorteil. Aber diese Gesellschaften hatten noch nicht das Uhrwerk zum Vorbild, sie kannten gar keine Uhren. Es gab auch noch keine moderne Ablenkungsindustrie wie Fernsehen oder Apps, die alles daransetzen, einen von dem abzubringen, was man eigentlich gerade tun will. Neue Studien zeigen, dass die Aufmerksamkeitsspanne in modernen Gesellschaften allgemein auf so wenige Sekunden gesunken ist, dass sie nun angeblich unter derjenigen eines Goldfisches liegt, die immerhin 9 Sekunden beträgt. Heißt das, wir haben alle ADHS?

Darüber wird in den Sozialen Medien viel diskutiert. Zu ADHS gehören Symptome, die sich in jedem Menschen zeigen, wie Vergesslichkeit, Ablenkbarkeit oder Überreizung. Jeder kennt das, aber den Unterschied macht die Ausgangslage. Neurotypische Menschen fühlen sich hin und wieder so, aber ADHSler*innen haben diese Symptome immer. Dass wir als Gesellschaft allgemein immer weniger aufmerksam sind, verschlimmert die Symptome, es macht sie nicht gleichbedeutend. Das Gute daran ist, das ADHS von der breiten Masse besser verstanden wird, aber es bedeutet nicht, dass jede und jeder, die oder der mal unaufmerksam ist, ADHS hat. Es gibt für die Diagnose

von ADHS klare Diagnoserichtlinien. Es gehört mehr als nur die Aufmerksamkeitsspanne dazu. Dass immer mehr ADHSler*innen diagnostiziert werden, liegt vor allem daran, dass es jetzt überhaupt erst erkannt wird. Besonders Frauen sind wahnsinnig unterdiagnostiziert, da sich die Symptome bei Frauen anders zeigen können. Ich bin ein Beispiel dafür. Meine Diagnose bekam ich erst mit 19.

Was überwiegt in deinen Filzstrukturen, ein Suchen oder ein Sich-Verlieren?

Ich würde sagen, ich verliere mich auf meiner Suche nach Struktur. Ich suche nach Formen oder Gestalten, die meine Gedanken am besten ausdrücken, aber verliere mich auf diesem Weg in Kleinigkeiten. Am Ende hat die Form nichts mehr mit meiner Ursprungsidee zu tun – und drückt dennoch perfekt meine Gedankenwelt aus. Auch Farben entstehen trotz einer anfänglichen Vorstellung eher zufällig, da es mir schwerfällt, bei der Sache zu bleiben. Zudem verliere ich mich in Perfektionismus. Ständig fallen mir neue „Verbesserungsmöglichkeiten“ auf, die ich möglichst schnell angehen will, da ich das Problem habe, sie sonst wieder zu vergessen. So wechsele ich ständig den Bearbeitungs-ort und meine Figuren entwickeln sich in alle Richtungen. Manchmal bin ich mitten im Kochen oder beim Wäscheaufhängen und habe plötzlich eine neue Idee. Diese muss ich dann umgehend umsetzen, egal, wie unpassend der Zeitpunkt gerade ist. Diese Sprunghaftigkeit ist einer der entscheidendsten ADHS-Einflüsse auf meine Arbeiten.

Die Filzgebilde, die in diesen Prozessen entstehen, sind klein bis mittelgroß, verzweigen und verästeln sich ähnlich Korallen oder Blutgefäßen. Inwieweit sind sie zusammengehörig? Inwieweit steht jedes für sich?

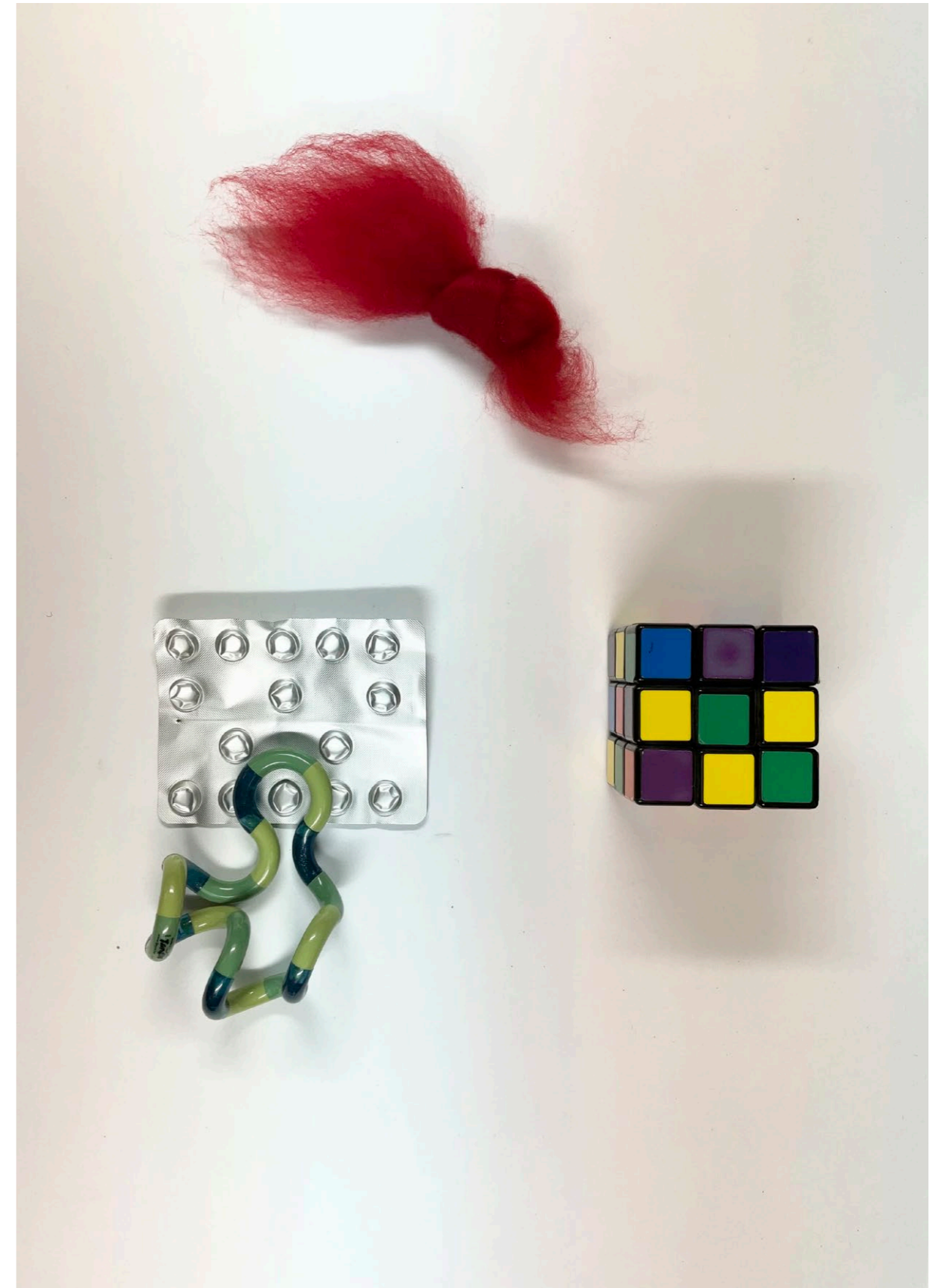
Ich würde schon sagen, dass alles zusammengehört. Es bildet ein komplexes Netz aus feinen Haaren, die alle ineinandergreifen und eine gemeinsame Struktur werden. Selbst wenn sich nicht alles physisch berührt, stehen sie trotzdem in Bezug zueinander.

Was hältst du davon, dass die Formen, die aus deinem intuitiven Ausagieren und der kreativen Verarbeitung von ADHS entstehen, so stark typischen Strukturen aus der Natur ähneln?

Strukturen in der Natur haben eigentlich immer einen praktischen Zweck – sie bringen einen gewissen Vorteil beim Überleben oder der Reproduktion. Ich mag den Gedanken, dass ADHS Vorteile mit sich bringt. Auf meiner Suche nach Struktur habe ich mich entschieden, meinem Gefühl zu folgen. Ich simuliere also das natürliche Wachstum einer Pflanze. Dort wo es mir passt, da wachse ich.

Du rankst.

Ja, ich ranke.





Mirjam Kämmerer

*1996 in Wiener Neustadt

The odd similarity between bypassing strangers and animals

Installation aus Leinwand und Pappmaché mit Acrylmalerei

Mirjam, sind für dich alle Passant*innen interessant oder musst du warten, bis dir etwas wirklich Gutes ins Netz (auf die Netzhaut) geht?

Alle Passant*innen sind potenziell spannend für mich. Aber es sind schon oft auffällige Kleidungsstücke, Frisuren oder auch die Art und Weise, wie sich die Leute auf der Straße verhalten, die mich auf sie aufmerksam werden lassen. Mittlerweile habe ich oft sofort ein passendes Zootier im Kopf, wenn ich einen Menschen sehe und freue mich über den guten „Fang“.

Beobachtest du die Menschen immer vom selben Standpunkt aus? Wenn ja, wo ist dieser „Ausguck“?

Nein, es gibt mehrere Fenster und auch einen Balkon, von dem man gut den Gehsteig sieht. Aber oft ist es der gleiche Blickwinkel, aus dem Küchenfenster.

Wie verändert sich deine Sicht auf die Menschen, wenn du sie als Tier wahrnimmst – bringt das eine Art Verständnis oder eher eine Distanz?

Ich beobachte an mir selbst, dass ich den Menschen so mit einem liebevolleren Blick begegne als ohne die Tier-Assoziation. Es ist eben ein bisschen so, als würde ich Tiere im Zoo beobachten. Da freue ich mich auch über ihren Anblick, oder darüber, wenn sie sich irgendwie lustig verhalten. Distanz bringt es jedenfalls nicht, aber ich bin mir auch nicht sicher, ob ich von Verständnis sprechen kann. Am Ende sind es immer noch fremde Menschen, über die ich nicht das Geringste weiß. Alles, was ich ihnen an Eigenschaften zuspreche, ist reine Spekulation.

Der „Fang“ erfolgt zunächst mit der Kamera. In deiner künstlerischen Verarbeitung dieser „Animalisierung“ werden dann teilweise dieselben Passant*innen sowohl malerisch auf einer großen Leinwand als auch in Form von maßstäblich verkleinerten Pappmaché-Figuren verbildlicht, die den Boden im Umraum des Gemäldes bevölkern. Was leisten diese Figuren für dich? In welcher Beziehung erlebst du sie zu dem sie hinterfangenden Gemälde?

Bei den kleinen Figuren geht es vor allem um den Blickwinkel von oben. Ich stelle ein wenig die ursprüngliche Vogelperspektive nach und ermögliche es den Besucher*innen, in meine Rolle als Beobachterin zu schlüpfen. Anders als ich auf meinem Fensterposten können sie sich aber auch im Raum bewegen, während die Passant*innen statisch sind, und so die Figuren von mehreren Seiten wahrnehmen. Durch diesen Perspektivwechsel oder gar ein Umstellen der Figuren erlaubt die Arbeit auch Veränderungen der Konstellation und ermöglicht immer neue Begegnungen zwischen den Passant*innen. Wie bei Zootieren kann man die Wege der Leute beobachten; kann man die „Missionen“ erahnen, auf denen sie sich gerade befinden. Das Gemälde zeigt einen spielerischen Zugang zu der Situation, z.B. indem es Schattenwürfe der Figuren aufnimmt.

Die ursprünglich einzeln eingesammelten Charaktere verschränken sich dabei zu einem Gesamtbild und strahlen trotzdem auch noch etwas solitäres, eine Einzelschicksal-Qualität aus. Auch andere Werkserien von dir sind sammelnd entstanden. Wie erlebst du dieses Sammeln?

Ich sammle viel und unterschiedlichste Sachen. Das kann einerseits daran liegen, dass ich mich einfach schwer von Dingen trennen kann, andererseits finde ich es großartig, wie ein scheinbar wertloses Einzelteil einen – teils künstlerischen – Wert bekommt, indem man es mit vielen seiner Art zusammen betrachtet. Für mich sind meine Sammlungen fortlaufende Prozesse, die teilweise schon seit Jahren andauern und für die kein bestimmtes Ziel festgeschrieben ist.

Man überlegt sich nicht bewusst, was man sammeln könnte, oder? Ein Sammeltrieb schleicht sich von selbst ein.

Stimmt. Oft sammelt man schon und weiß es nur noch nicht.





Sophia Kraus

*2002 in Ried im Innkreis

Things on Window Ledges – Dinge auf Fensterbänken
Digitalfotografie-Serie in Form von Digitalprints

Sophia, was ist eine Fensterbank?

Eine Fensterbank ist eine Schwelle zwischen privatem Raum und der Öffentlichkeit.

Was unterscheidet sie vom Fensterbrett?

Ich persönlich verwende beide Begriffe oft synonym, verorte das Fensterbrett aber eher innenliegend, abgetrennt vom öffentlichen Raum.

Du hast wochenlang beobachtet, was Passant*innen alles auf Fensterbänke stellen. Warum, denkst du, haben Menschen gerade bei Fensterbänken eine starke Neigung, hier Dinge zurückzulassen?

Ich denke, dass Fensterbänke eine Möglichkeit bieten, Gegenstände in einem Zwischenraum zwischen Öffentlichkeit und Privatem zu platzieren. Einerseits kann so der eigene private Innenraum ausgedehnt und durch Dekorationen und ähnliches öffentlich präsentiert werden. Andererseits können von Passant*innen diverse Gegenstände zurückgelassen werden, ohne das Gefühl, diese frei im öffentlichen Raum zu entsorgen.

Das heißt, Entsorgung im ganz öffentlichen Raum fühlt sich verbotener an als Entsorgung auf einer Fensterbank, die symbolisch halb zu einem dahinter liegenden Innenraum gehört? Obwohl man zu diesem Innenraum wahrscheinlich selten eine Verbindung hat.

Ja genau, es fühlt sich besser an, Gegenstände auf einer separaten Fläche stehen zu lassen, als beispielsweise auf dem Boden. Die fehlende Verbindung zum Innenraum fördert dieses Verhalten meiner Meinung nach, da dadurch eine gewisse Anonymität entsteht.

Gibt es ein Objekt, das eindeutiger „Spitzenreiter“ ist? Der Kaffeebecher aus Pappe? Und welche Objekte haben dich wirklich überrascht?

Am häufigsten treffe ich auf Getränkedosen. Besonders überraschen mich Gegenstände wie Löffel oder einzelne Schuhe, die auf Fensterbänken zurückgelassen wurden.

Hast du darüber nachgedacht, ob das Phänomen vielleicht auch durch den unbewussten Wunsch mitbestimmt wird, sich durch den zurückgelassenen Gegenstand eine Art beiläufiges Denkmal zu setzen? Man spielt als Hinterlasser*in eine winzige Rolle im Leben anderer...

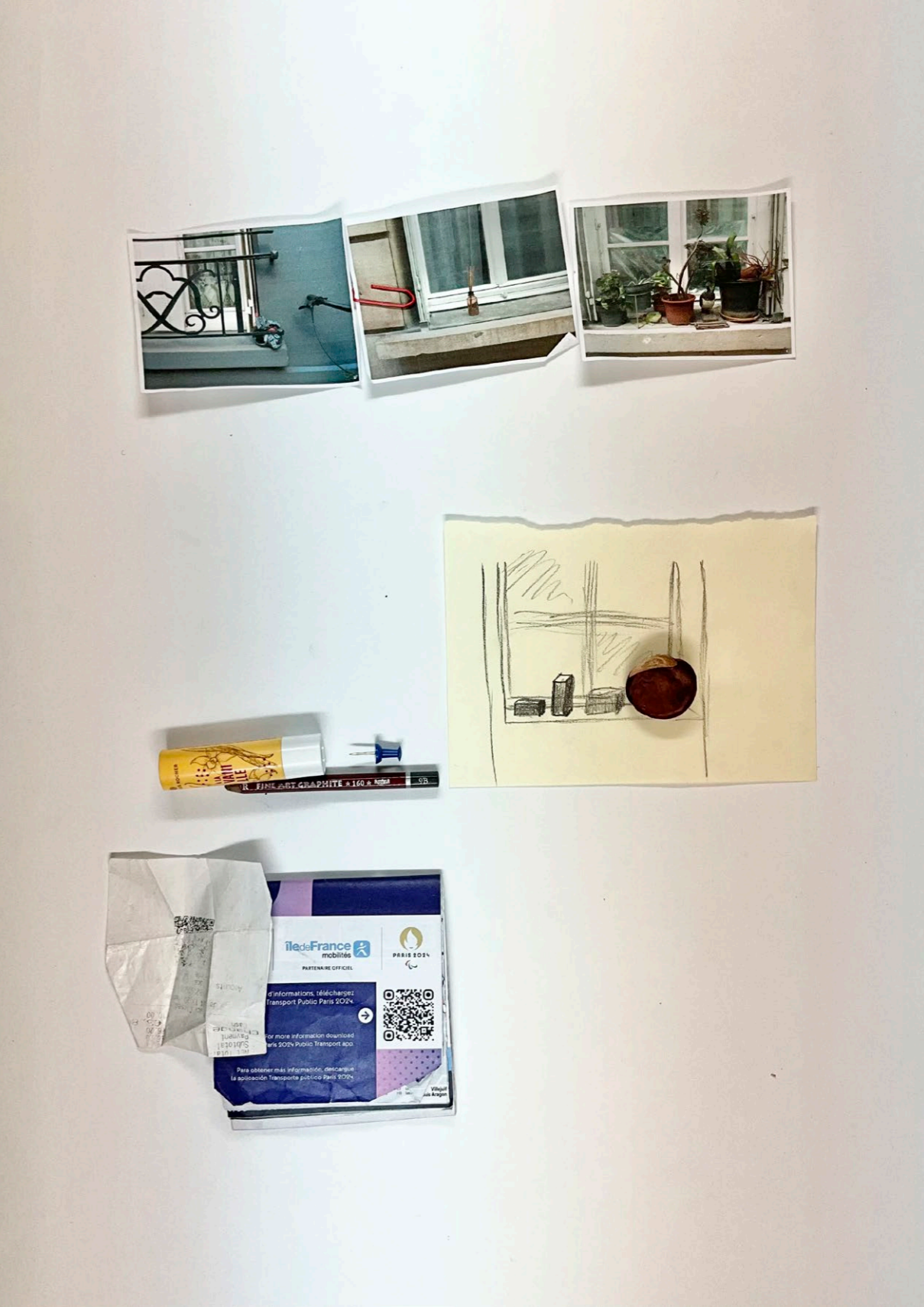
Auf jeden Fall! Immerhin ist es eine bewusste Entscheidung, Spuren auf einer Fensterbank zu hinterlassen.

Deine Art, diese Hinterlassenschaften fotografisch einzufangen, wirkt wertfrei. Dies kann irritieren, da „Müll“ ja ein äußerst problembehaftetes Thema ist. Inwieweit geht es dir überhaupt um den Müllaspekt dieses Phänomens, inwieweit um anderes?

Mir ist bewusst, dass viele der Gegenstände auf den Fensterbänken in die Kategorie „Müll“ fallen. In erster Linie geht es mir aber darum, zu beobachten und festzuhalten, welche Objekte von Menschen auf Fensterbänken deponiert werden. Das können sowohl Blumentöpfe als auch Bierflaschen sein.

Verstehe. Deine Fotos eröffnen einen Blick auf ein wenig reflektiertes Muster menschlichen Handelns. Indem sie auf Wertungen verzichten, schaffen sie Raum, das beiläufige Platzieren von Gegenständen neu zu betrachten. Wie viele Fotos von Gegenständen auf Fensterbänken sind genug?

Da es sich um eine fortlaufende Sammlung handelt, würde ich sagen: Je mehr, desto besser!





Vanessa Veljković

*2001 in Braunau am Inn

work

Serie von Filzstift- und Ölkreidezeichnungen auf Papier und eine Videoprojektion

Vanessa, du hast selbst mal temporär in der Produktion gearbeitet. Was hast du da genau gemacht?

Ich habe in einer Molkerei am Band eine Maschine bedient, die Käsepackungen zusammenschweißt. Außerdem habe ich in einer Möbelfabrik, ebenfalls am Band, Stühle zusammengebaut – das habe ich zweimal gemacht.

In Cartoons bestimmt dann immer das Förderband das Tempo, und wenn die Figur mit den Handgriffen nicht mehr nachkommt, gibt es eine Warenkarambolage. Wie zutreffend ist diese Vorstellung?

Das kommt darauf an, wie das Band eingestellt ist und wer vor dir arbeitet. Beim Zusammenbauen der Stühle ist das nicht passiert, da lief das Band relativ langsam und ich konnte mich, wenn ich schnell war, zwischendurch hinsetzen. Im Labor der Käsefabrik hatte ich einen Kollegen, der die großen Käselaibe extrem schnell eingepackt hat. Teilweise musste ich sie vom Band nehmen, da ich nicht damit hinterherkam, sie in die Schweißmaschine einzulegen.

Waren es dann Aspekte von Takt und Geschwindigkeit, die während der Arbeit im Zentrum deines Bewusstseins standen – stehen mussten? – oder gab es im Kopf noch Raum für anderes?

Anfangs ist es schwer, die Abläufe zu verinnerlichen und es passieren oft Fehler, aber sobald ich „reingekommen“ war, bin ich mit den Gedanken oft abgedriftet.

Unterhält man sich viel mit den Leuten, die neben einem arbeiten?

Meistens ist jede Person für eine bestimmte Tätigkeit an der Maschine verantwortlich – dementsprechend ergibt es sich weniger, dass man miteinander quatschen könnte.

Würdest du die Fließbandarbeit als monoton beschreiben, oder ist das nicht der richtige Begriff?

Doch, schon.

Was hat dich trotz der Monotonie an der Fabrikarbeit so fasziniert, dass du diese Sphäre künstlerisch erforschen willst?

Es arbeiten halt unglaublich viele Menschen in Produktionsstätten verschiedenster Art. Manche, weil sie keine „gute“ Ausbildung haben, andere aufgrund sprachlicher Defizite, die es ihnen verunmöglichen, andere Berufe auszuüben, andere, weil sie es einfach gerne machen, und, und, und... Es geht mir darum, eine Tätigkeit zu porträtieren, die sonst wenig an die Oberfläche dringt, trotz ihrer Wichtigkeit und der großen Zahl derer, die sie ausüben. Außerdem habe ich echt Respekt. Ich selbst hab' mich damals doch etwas „angestellt“, und war wirklich erstaunt, zu hören, wie lang manche Menschen diese Arbeit verrichten – in den ärgsten Fällen über dreißig Jahre ein und dieselbe Tätigkeit.

Wenn diese „unsichtbaren“ Arbeiten das Rückgrat unserer Gesellschaft, vielleicht sogar die wahren Narrative unserer Zeit sind, warum, denkst du, werden Produktionsstätten nicht häufiger repräsentiert?

Weil diese Berufe weniger gesellschaftlich angesehen sind, würde ich sagen. Zudem habe ich gehört, dass da oft Sachen schief laufen, Arbeitszeitenlimits überschritten werden, Kürzungen stattfinden, viel Material verschwendet oder entsorgt wird, wenn eine Kleinigkeit nicht passt, und so weiter.

Könnte man also sagen, die Verdrängung hat auch damit zu tun, dass das Effizienzversprechen, das mit Fabriken verbunden wird, nicht wirklich einlösbar ist?

Das kann ich jetzt schwer bejahen oder verneinen. Ich denke, dass das sehr unternehmensabhängig ist und auch auf wirtschaftliche Einflüsse ankommt.

Du hast dir vorgenommen, etwas von der Fabrikwelt und dem dortigen Arbeitsleben zeichnerisch einzufangen. Welche Herausforderungen begegnen dir dabei?

Vor Ort ist es total laut und fürs Auge echt schwer, die einzelnen Maschinerien erfassen, da die Vielzahl der Eindrücke durch ihre Komplexität kaum voneinander zu unterscheiden ist.

Was für eine Fabrik zeichnest du aktuell?

Mir wurde in einer, die Hochvolt- und Batterieverkabelungen, autarke Leitungssätze, Datenleitungen und Motorleitungssätze herstellt, eine dreistündige Führung gegeben. Vor Ort konnte ich nur ein wenig skizzieren. Den Rest habe ich, soweit es ging, fotografisch festgehalten. Ansonsten zeichne ich Situationen aus einer Fabrik, die Gläser herstellt und einer anderen, die Werkzeuge, Vorrichtungen, CNC-Präzisionsdreh- und Frästeile sowie Stanz- und Biegeteile entwickelt und herstellt.

Kannst du diese zuletzt genannten Fabriken vor Ort besichtigen?

Die Glasfabrik werde ich wahrscheinlich nächstes Jahr besichtigen können. Von der letztgenannten Fabrik kenne ich nur das Gelände und war vor etwas mehr als einem Jahr schon einmal ganz kurz drinnen.

Ist es schwer, Zugang zu bekommen?

Schon. In die eine Firma kam ich nur rein, weil ein guter Freund im Betriebsrat ist und sich mit dem Chef sehr gut versteht. Ich durfte auch selbst keine Fotos machen, die hat der Chef für mich gemacht!

Dass man so schwer Zutritt bekommt, ist dann wohl ein weiterer Grund, warum die Öffentlichkeit von diesen Produktionswelten nur eine unscharfe Vorstellung hat. Geht es da auch um Schutz vor Industriespionage?

Daran hab' ich auch viel gedacht. Aber ich hab' mich nicht getraut, gezielt danach zu fragen. In den meisten Fabriken gilt auch „Handyverbot“, um zu vermeiden, dass Bilder nach außen gelangen.

Das würde es vielleicht interessant machen, zu versuchen, aus der Erinnerung zu zeichnen. Oder?

Das wollte ich probieren, aber mein Kopf war zu voll von all den Eindrücken, ich hab' vor meinem inneren Auge nurmehr noch Röhren und Kabel und Stanzmaschinen gesehen.

Wie gehst du es nun an?

Ich gehe von Fotomaterial aus und ergänze es um meine Erinnerung oder lasse Dinge bewusst aus, um es für mich und für Betrachtende zu vereinfachen, das Auge nicht zu überanstrengen.

Vielleicht ist es stimmig, wenn die Zeichnungen Lücken aufweisen, die implizit das Wissensdefizit, das du thematisieren möchtest, ins Bewusstsein rücken könnten?

Ja, diesen Gedanken hatte ich auch. Die Lücken sind – zusätzlich dazu, dass ich die Inhalte als externe Person darstelle – mein persönlicher Beitrag zu diesem Thema.

Ich habe eine Zeichnung gesehen, die für deine Auseinandersetzung mit dem Thema Arbeit wohl auftaktgebend war. Sie zeigt einen jungen Mann in einem Krankenhausbett. Kannst du hierüber mehr erzählen?

Wir hatten im Fachbereich Grafik über Storytelling als Ideenquelle gesprochen. Ich erfand einen Arbeitnehmer, der sich morgens an einem kalten Tag zur Arbeit schleift, seinen Kaffee trinkt, seine Tätigkeiten verrichtet, sich dabei nicht an die Sicherheitsvorschriften hält, von einem Gabelstapler fällt, sich das Kreuzband reißt, im Krankenhaus landet und sich schließlich auf seinem Sofa mit einer Pizza wiederfindet. Einerseits eine negative Endsituation, denn sein Knie ist verletzt. Andererseits für ihn auch von Vorteil, da er jetzt wochenlangen Krankenstand genießen und somit auch etwas zur Ruhe kommen kann. Die Story ähnelt in ihrer Dramatik den Geschichten, wie sie früher die in der Produktion tätigen Personen in meinem familiären Umfeld erzählten.

Verstehe. In dieser Geschichte muss der Körper streiken, um die Work-Life-Balance wiederherzustellen. Der stille Streik des Körpers wird eher akzeptiert als das laute Aufbegehren gegen Ausbeutung und Überlastung. In deinen neueren Zeichnungen sieht man von den Menschen hauptsächlich die Hände. Glaubst du, dass das Unsichtbare der menschlichen Arbeit dadurch präsenter wird oder eventuell unsichtbarer?

Möglicherweise sichtbarer, oder? Es benötigt eben die menschliche Hand, um die Arbeit zu verrichten, um wessen Hand es sich handelt, spielt in dieser Art der Darstellung eine untergeordnete Rolle.



Department Bildende Künste und Gestaltung
Universität Mozarteum Salzburg
Alpenstraße 75
5020 Salzburg



www.moz.ac.at/de/bildende-kuenste-salzburg

Instagram
kunstwerkmozarteum

Bei Interesse am Studium oder an einer Mappenberatung
kunstwerk@moz.ac.at

Fotos (Porträts)
Anna* Marina Ernst

